

Stefan Petermann

Der Erbsbär als Heimat

Irgendwann kam immer der Moment, in dem es unangenehm wurde. Das war, wenn wir nach Heimat fragten. Wir saßen vor dem Gerätehaus der Freiwilligen Feuerwehr, liefen durch den Forst und ließen uns die borkenkäferbefallenen Bäume zeigen, standen im kleinen Stall und sprachen über Futtermittel, mit denen in Großbetrieben die Schweine hochgemästet wurden, schauten vom Kirchturm hinab auf den Dorfanger. Oft hatten wir schon einige gute Stunden gemeinsam verbracht, uns unterhalten, zugehört, gewartet, bis wir annahmen, dass jetzt der günstige Moment gekommen wäre, um über Heimat zu sprechen.

Als jemand, der 2018 oder 2019 lebte und von der Stadt aus aufs Land fuhr, der musste nach Heimat fragen. Heimat war das Wort dieser Vorcoronazeit. Das lag auch daran, dass die Neurechten es gekapert hatten, es besetzt hatten mit ihrer Wehleidigkeit und ihren Ausschlusskriterien. Wer aber nicht so wie sie dachte, der wollte sich diesen Begriff nicht einfach entreißen lassen. Um zu begreifen, was einem mit dieser Kaperung genommen wurde, mussten wir verstehen, was das war, diese Heimat, für andere, aber auch für uns selbst.



Also fügten wir *Heimat* unserem Fragekatalog hinzu, den wir vorbereitet hatten, für unsere Reise in die kleinsten Dörfer. Wir – die Filmemacherin Yvonne Andrä und ich – wir machten uns zur Rapsblüte auf den Weg, um die kleinsten, noch eigenständigen Orte Thüringens kennenzulernen.

Die Annahme: Wer selbst für den Ort, an dem er lebt, entscheiden kann, verfügt über mehr Zufriedenheit. Und im Kleinen lässt sich das miteinander Verflochtene leichter überblicken. Das größte Dorf, das wir besuchten, hatte 104 Einwohnerinnen, das kleinste 37.

Wir hatten viele Fragen, weil es viele Leerstellen gab in unserem Wissen und unseren Erfahrungen. Neben Heimat standen auf unserer Frageliste technokratische Wörter wie Arbeitswelt, Mobilität, Religion, Geschichte, Umwelt, Landflucht, Gebietsreform, Strukturwandel, Demografie, Demokratie, Digitalisierung. Es waren Schlagworte, die man in Anträge schreibt, weil es einfach ist zu glauben, dass diese helfen könnten, die Gegenwart zu begreifen.



Unsere Aufgabe bestand darin, diese Gedankenstriche in Geschichten zu überführen. Nicht von *Mobilität* zu sprechen, sondern zu erfahren, ob denn ein Bus im 55-Seelen-Sackgassendorf hält und wann und seit wann und was vorher war und wohin der Bus fahren sollte, damit er auch benutzt werden würde.

Bei *Digitalisierung* die Geschichte zu hören, wie die Männer des Dorfs für ein Kabel einen kilometerlangen Graben über die Felder zogen, damit die Gemeinde am Ende des Tals Internet bekam und die Dorfangelegenheiten später auch über WhatsApp verabredet werden konnten.

Bei *Landflucht* die Geschichten derer zu erfahren, die das Dorf verließen und was das für die bedeutete, die blieben und auch die Geschichten der Neuhinzugekommenen zu erzählen.

Die *Arbeitswelt* verstehen und damit, welche Arbeit nicht mehr bestimmend für das Dorf ist (Landwirtschaft) und was die Menschen stattdessen tun und was das mit ihnen macht, was dieses Fehlen für ein Dorf heißt, die Gemeinschaft.



Es waren komplizierte Geschichten, die nicht in einen Ordner passten, schon gar nicht in Kataloge, auf denen draußen in grellen Buchstaben entweder LANDLUST oder PROVINZHÖLLE stand.

Es waren Geschichten voller Widersprüche, voller Umwege und Zwickmühlen, anekdotischer Beobachtungen, aus denen unzureichend Allgemeingültiges extrahiert werden musste. Und der schwierigste Begriff von allen war möglicherweise jener von der *Heimat*.



Als wir danach fragten, bekam das Gespräch sofort etwas Gezwungenes, etwas Aufgepfropftes. Im Alltagsgespräch würde niemand fragen: Was ist Heimat für dich? Diese Diskussion ist eine, die sich von außen anpirscht, die ethnologisch unterwegs ist, sicher auch historisch, keine, die locker von der Zunge geht. Wer in der Heimat ist, spricht nicht oft darüber, reflektiert selten. Weil in der Heimat Heimat wie Luft ist: vorhanden.

Wahrscheinlich wird jemand, der nach Heimat auf dem Land fragt, annehmen können, dass der Heimatbegriff dort etwas Festes ist. Er wird sagen: Die Menschen in ihren Dörfern sind eins mit sich und ihrer Heimat. Es gibt wenig Störungen in diesem Einssein. Die Heimat auf dem Land ist ein klares Bild: ein Bild von rapsgelben Feldern, von bewaldeten Hügeln, vom Maibaumsetzen und einem dynamisch auftretenden Bürgermeister, einer klaren Rollenverteilung. Auf dem überschaubaren Land ist die Wirklichkeit nicht so gebrochen wie in der uneindeutigen Stadt; die Welt ist weit weg und damit auch die Fragen, die sich an die Gegenwart stellen. Die Menschen auf dem Dorf ruhen in sich und damit in diesem Begriff.

Vordergründig scheint das auch so. In fast allen Dörfern war Heimat die Zuschreibung für einen bestimmten Ort, die Verbindung zu einer Landschaft, einer Straße, eines Tals, »der Heimat«, »das ist Heimat«, »wenn ich hierher zurückkehre, weiß ich, das ist Heimat«, eine Kopplung an eine Kurve, die

sich auf der Rückkehr von der Arbeit auftut, an Bäume, Hügel, Teiche, in denen die eigenen Karpfen und Schleie schwimmen, die im Herbst aus dem Wasser geholt werden.

Und doch muss mehr dahinterstecken. Lässt sich Heimat wirklich nur als Raum verstehen? Was ist mit Zeit? Spielt Zeit und damit die Erinnerung an früher nicht eine ebenso bedeutsame Rolle, um Heimat zu beschreiben? Weil jeder Ort auch jeden Moment in sich trägt, den ich dort verbracht habe? Ist Heimat nicht auch der Blick zurück und ist dies ein Blick, der das Gute sieht und das Schlechte mehrheitlich ausklammert, ja, ausklammern muss, weil ansonsten das gute Leben an einem Ort in Frage gestellt wäre?



Und wenn Heimat das Gute ist und der Blick zurück auch, was macht das mit Veränderung? Wenn die Heimat gut ist, bedeutet das nicht, dass jede Veränderung das Risiko birgt, die Heimat zu verschlechtern? Und müsste dann die Heimat nicht vor einer Veränderung geschützt werden? Ist das nicht die Art und Weise, wie Heimat erzählt wird, gerade im Politischen, die Heimat muss geschützt werden? Und wenn ja, wovor? Sollte Heimat ein Ort sein, der der Außenwelt trotzt? Und falls ja, wie erfolgreich war diese Heimat dann bisher mit diesem Trotzen?



In den Gesprächen, die wir führten, kamen tiefe Einschnitte zur Sprache, Erschütterungen, die innerhalb weniger Jahre, manchmal von Monaten das Wesen des Dorfs grundlegend veränderten. Auf den Weltkriegsdenkmälern stehen die Namen von Männern, die auf den Höfen und Feldern fehlten. Die Nachkriegszeit brachte Flüchtlinge in die Dörfer, verdoppelte, teilweise verdreifachte die Einwohnerzahl in ausnahmslos allen besuchten Orten. Einige der Geflüchteten blieben im Dorf, heirateten und nahmen so am Dorfleben teil, bestimmten es von da an mit. Die Neuen brachten einen eigenen Heimatbegriff mit, diese Heimat lag dann eben auch in Schlesien oder Ostpreußen.

Ein nächster Einschnitt war die Gründung der LPG in den 1950er Jahren. Die LPG ging einher mit Grundstücksenteignungen und griff damit ein in ein dörfliches Grundverständnis: über den eigenen Grund und Boden selbst entscheiden zu können. Wir hörten Verbitterung, tragische Geschichten, bis heute andauernde Wut. Auch hier war das Bild mehrdeutig, denn einige Stimmen sahen in der LPG eine Befreiung vom harten bäuerlichen Leben.

Ein großer Bruch war die Wende. Die LPGs gingen in Agrargenossenschaften über, die viel weniger Arbeitskräfte benötigten. Die Landwirtschaft als Arbeitgeber verlor drastisch an Bedeutung, die wirtschaftliche Situation änderte sich.

Der aktuelle Einschnitt geschieht schleichend, es gibt kein Datum, an dem sich dieser festmachen lässt. Letztlich setzt er sich zusammen aus den Schlagwörtern des Fragekatalogs. Die Verschiebungen stellen das Zusammenleben in Frage, die Beziehung zur Natur, das Verständnis, was Arbeit bedeutet.

Warum ich diese Brüche aufzähle? Führt man sich vor Augen, welchen Wandel das Dorf in den letzten hundert Jahren vollzogen hat – gerade ein Dorf im östlichen Teil des Landes – wird klar, dass es einen konstanten, klaren Begriff von Heimat dort nicht geben kann. Höchstens diesen: Der Ort, der Heimat ist, ändert sich ständig. Heimat ist nichts Festes, nichts Unabänderliches, sondern wird gerade von der Durchlässigkeit gezeichnet, durch unablässige innere und äußere Verschiebungen. Das macht den Begriff so widersprüchlich, so anfällig für eine Vereinnahmung jener, die Heimat als ein Instrument des Ausschlusses verstehen wollen.



In einem Dorf von 1920 möchte heute kaum jemand noch leben; mit der schweren Feldarbeit, der fehlenden Technik, dem Starren und Engen. Gleichzeitig gibt es eine Sehnsucht nach dem vermeintlich geordneten Vergangenen, eine Sehnsucht, die das Fehlen ausklammert, weil die Gegenwart bestimmte Erwartungen nicht erfüllt. Heimat ist Gegenwart und mehr noch Erinnerung. Heimat ist etwas, das war und deshalb noch sein könnte.

Nur: Wie wird Erinnerung zu Erinnerung? Die gemeinschaftliche Erinnerung wird gestaltet durch den Dorfverein. Er organisiert den wichtigen Karneval und die noch wichtigere Kirmes, weiß, welche Bänder an den Maibaum gebunden wurden und deshalb wieder gebunden werden müssen. Jemand aus dem Verein ist im Besitz einer abgehefteten Dorfchronik.



Er schreibt sie weiter, fügt jedes Jahr neue Daten hinzu, fotografiert auf den Feiern, legt damit fest, welche dörflichen Begebenheiten erinnerungswürdig sind, wer und was auf den Fotos Platz findet, wer nicht. Der Stammtisch wiederum legt fest, über wen wie geredet wird, an welche Sünden man sich erinnert, von welchen man in stiller Übereinkunft schweigt.

Die historische Erinnerung ist anders gebaut. Die historische Erinnerung von 1941 war eine andere als die von 1953, die von 1990 ist verschieden von 2020. Niemand im Dorf verfügt darüber, wie diese Erinnerung auf das Dorf schaut.

Niemand von ihnen kann beeinflussen, dass jetzt gerade Städter auf das Land fahren, die versuchen, einen Heimatbegriff zu finden und das, was sie schreiben, wird für Heimat stehen, so, wie sie 2020 gesehen wurde. Diese historische Erinnerung ist nicht wichtig für den Einzelnen. Aber sie ist

wichtig für die Strukturen, in denen dieser Einzelne lebt. Die historische Erinnerung beeinflusst gegenwärtige Zuweisungen und Förderprogramme, sie bringt Geld ins Dorf oder zieht es ab.



Und dann ist da die individuelle Erinnerung. Wir sitzen in einem Wohnzimmer und blättern in Fotoalben, sehen dort ausgewählte Momente eines Lebens, meistens das Schöne, das Fundament einer Biografie. Oft sind diese persönlichen Momente verknüpft mit dem Leben des Dorfs: Der Mann geht, verkleidet als strohbehängener Erbsbär, durch den Ort. Es ist die Erinnerung des Mannes, wie er in jenem Jahr auserkoren war, diese innerhalb der Gemeinschaft wichtige Funktion zu übernehmen. Er weiß noch, wie das Stroh auf seiner Haut kratzte, wie er schwitzte, mit welchen Frauen er tanzte, welche Lieder die Blaskapelle dazu spielte.

Für die Gemeinschaft war dieser Gang wichtig, auch, wenn sie sich nicht mehr an die Lieder erinnert. Aber sie erinnert sich an den Erbsbären, denn es ist von Bedeutung, dass er jedes Jahr durch das Dorf geht. Denn jedes Jahr treten die Bewohnerinnen vor ihre Türen, sie sitzen beieinander und tauschen sich aus. So ist das Dorf zusammen. Der Erbsbär ist eine dauerhafte, ständig erneuerte und wiederkehrende Erinnerung. Der Bär wird weiterwandern.

Und wenn jemand von seinem Leben erzählt, wird er auch von seinem Dorf erzählen. Er wird vom Erbsbären erzählen, er wird erzählen, wie er als Erbsbär gegangen ist, wie er getanzt, ihn mit Erbsenstroh behangen hat. Der Erbsbär fühlt sich vertraut an.

Wer von ihm spricht, wird auch von Heimat sprechen. Der Erbsbär ist das Besondere, denn dreißig Kilometer weiter ist der Erbsbär unbekannt. Doch wo man ihn kennt, kennt man die Menschen. Dort hat man Vergangenheit verbracht und gemeinsam Stunden geteilt und wird es auch in Zukunft tun, der Erbsbär ist Raum und Zeit, er ist Heimat.

